

«Nichts muss bleiben, wie es ist.»

Andrea Maihofer, Judith Butler und Stuart Hall sind sich einig: Geschlecht ist immer auch eine Idee, die wir ändern können.

Text: Valentin Kilchmann

Ein neugeborenes Kind ist nicht viel mehr als ein Geschöpf, das schläft, trinkt oder schreit, mehr Wurm als Mensch. Geschlechtslos, dürfte man meinen. Und doch: Kaum auf der Welt, strömen Menschen herbei, die sich seelig lächelnd über den Rand des Kinderwagens beugen, staunenden Blicks das neue Leben beäugen und dann wie aus der Pistole geschossen fragen: «Isch es e Bueb oder es Meitli?» Nicht: «Oh hallo, schau mal an, ein neues Kind. Was aus dir wohl wird?» Könnte ja sein. Nein: «Isch es e Bueb oder es Meitli?» Kaum da – zack! – wird dem Neugeborenen ein Identitätsstempel aufgedrückt, der blaue respektive rosa Stempel der Binarität, der massgeblich mitbestimmt, wie ein Leben wird und wie wir es zu leben haben. Poststempel «Bueb» / Poststempel «Meitli» – ab damit in die Annahmestelle des Aufwachsens, damit man (oder eben frau) auf der Reise des Lebens auch nicht vergisst, wer man (oder eben frau) ist.

Geschlecht ist wahrscheinlich die erste Identitätskategorie, mit der man uns konfrontiert. Und eine wirkmächtige Kategorie sondergleichen. Doch was diese Kategorie genau bedeutet, wieso sie so wichtig ist, wie wir sie definieren, ist bei genauem Hinsehen nicht mehr so klar. Wie wir wissen, wird mittlerweile gemeinhin differenziert zwischen «sex» (biologisches Geschlecht) und «gender» (soziales Geschlecht). Wobei auch diese Differenzierung in den Sozialwissenschaften gar nicht mehr unumstritten ist. Beides lässt sich ändern, und in westlich-liberalen Gesellschaften ist – zumindest in einigen Milieus – ein zaghaftes Infragestellen von Geschlechtskategorien zu beobachten. Trotzdem bleibt die Binarität der Anhaltspunkt schlechthin. Und traditionelle Geschlechternormen halten sich hartnäckig. Andrea Maihofer, emeritierte Professorin und Gründerin des Zentrums Gender Studies an der Universität Basel, schrieb in Bezug auf Männlichkeiten von einer «paradoxen Gleichzeitigkeit von Persistenz und Wandel». Vieles ist heute möglich, was vor siebzig Jahren noch schwer vorstellbar gewesen wäre. Androgyne männliche Models. Vollzeitväter. Hausmänner. Männer, die Männer lieben und das auch zeigen. Trotzdem bleibt das Rollenkorsett für die allermeisten Menschen alltägliche Realität. Und obwohl auch andere Kategorien wichtig sind für die Identität einer Person, gehört Geschlecht zu den prägendsten. Maihofer bezeichnet die Kategorie denn auch als «Existenzweise», die stark von aussen bestimmt ist, dabei aber trotzdem einen gewissen Spielraum für Individualität lässt.

Dies erinnert an eine andere Grösse der Gender Studies. Und spricht man von Geschlecht, kommt man schwerlich um sie herum. Judith Butler verschaffte in den Neunzigern

der Idee von Geschlecht als soziales Konstrukt den Durchbruch mit dem Konzept des «doing gender». Kurz gesagt: Geschlecht oder eben Gender ist nicht einfach etwas natürlich Angeborenes oder Wesenhaftes, sondern artikuliert sich in bestimmten Handlungs- und Ausdrucksweisen, die wiederum die Auffassungen von Geschlecht bestimmen. Das Geschlecht einer Person erkennt man daran, wie sie sich anzieht, wie sie sich bewegt, wie sie spricht, wie sie auftritt, wie sie handelt, was sie tut und so weiter. All dies macht die Geschlechtsidentität einer Person aus – und nicht einfach, mit welchem Geschlechtsteil sie auf die Welt ge-

«Wir erzählen uns, wer wir sind.»

kommen ist. Ein Beispiel: Ich wurde kürzlich von einer privaten Radiostation angefragt, ob ich ihnen sagen könne, wieso es denn so komisch sei, wenn sich zwei Männer in der Öffentlichkeit lange und innig umarmen und warum dann gleich die Idee komme, die seien bestimmt schwul. Ein Moderator hätte dies in einem Café beobachtet und sich dann bei dieser Reaktion ertappt.

Die Antwort auf die Frage liegt eigentlich schon in der Frage selbst: Es ist eben «komisch», wenn das Männer tun, weil sie Männer sind. Weil körperliche Nähe zwischen Männern nicht unseren gemeinhin anerkannten Männlichkeitsnormen entspricht und somit als «unmännlich» gilt. Männlich und damit doing gender wäre der Handschlag oder die zweisekündige Halb-Umarmung mit Schulterklopfen respektive Schulterblatt ramponieren gewesen. So wird der Austausch körperlicher Nähe und emotionaler Verbundenheit zwischen Männern rasch mit Homosexualität in Verbindung gebracht. Das Nicht-Männliche und das Homosexuelle stehen in der normierten Vorstellungswelt sehr nah beieinander.

Klar: Schwule Männer sind auch Männer. Aber sie gelten eben in vielen Kreisen nach wie vor implizit oder ganz explizit nicht als «richtige Männer». Obwohl der Interviewer das ziemlich sicher nicht so sagen (oder denken, ich weiss es nicht) würde, liegt das tief unten am Grund der aufgeworfenen Interviewfrage und macht beim genauen Hinsehen gleichzeitig das Paradoxe an der Kategorie Geschlecht sichtbar: Einerseits führen sie sehr viele verkrampt-bemüht nur auf die Biologie zurück und verleugnen das Soziale daran. Und gleichzeitig spotten sie immer wieder selbst dieser Begrün-

dung mit normativen Unterteilungen in «richtige» und «falsche» Männer. Letztere sind dann eben «Schwule», «Pussies», «Sissies», «Mädchen» und so weiter – die andere, «schwache» Seite der Binarität. Genau diese normative Einteilung, die vorschreibt, wie ein Mann, wie eine Frau sich zu verhalten hat und gleichzeitig eine Hierarchie zwischen ihnen herstellt, sie macht unsere Vorstellung von Geschlecht aus.

Alles aussichtslos also? Nicht ganz. Wir bleiben beim Beispiel der zwei sich innig umarmenden Männer in der Öffentlichkeit. Erstens kann man festhalten, dass der Moderator diese Beobachtung überhaupt gemacht hat. Das heisst, solche Dinge passieren. Zweitens hat er die Umarmenden weder beschimpft noch angegriffen, noch das Erlebte verdrängt. Und auch andere Anwesende haben das nicht gemacht, soweit ich weiss. Das heisst, solche Dinge passieren – nicht an allen Orten natürlich – ungestraft. Das wiederum deutet darauf hin, dass Normen form- und wandelbar sind durch unser Verhalten. Die Tatsache, dass Geschlecht sozial konstruiert ist, bedeutet also auch, dass die Dinge nicht so bleiben müssen, wie sie sind. Dass wir es eben ein Stück weit in der Hand haben, welche Bedeutung wir Kategorien zuschreiben. Undoing gender durch die Sichtbarkeit körperlicher Nähe zweier Männer im öffentlichen Raum. Auch für Judith Butler sind Geschlechternormen nicht unumstösslich: Individuen haben Raum für Abweichung und Subversivität. Raum, ihr eigenes Leben mit Bedeutung zu füllen.

Der jamaikanisch-britische Soziologe Stuart Hall spricht von einer «Narrativierung des Selbst». Die Menschen erzählen sich selbst, wer sie sind. Natürlich sind sie dabei nicht völlig frei, das wäre naiv zu glauben, aber in den Nischen der äusseren Zwänge konstruieren sie ihre Biographie, ihre Identität. Erzählungen sind kontingent, also nicht in Stein gemeisselt, sie könnten auch anders sein. Wenn sie auch anders sein können und die Identität einer Erzählung gleicht, kann daraus eine utopische Kraft geschöpft werden. Eine Kraft für Veränderung, für Selbstermächtigung. Die «Narrativierung des Selbst» kann einem Handlungsmacht geben, die Möglichkeit, dass man auch ganz anders sein könnte». Und dass dabei die Frage, ob «Bueb» oder «Meitli», gar nicht so arg im Vordergrund stehen müsste.



Soziologe **Valentin Kilchmann** ist fachlicher und politischer Mitarbeiter beim Dachverband der progressiven Schweizer Männer- und Väterorganisationen männer.ch.